

Renate Welsh

Einige meiner besten Freunde sind Menschen

tandem : essay 3

Inhalt

Das Bild des Menschen suchend.	5
Brauchen wir Helden?	31
Intolerant sind die anderen.	37
Rotschädlerte Hexerei	47
Der Phantasie ein Fenster öffnen	51
Annäherung ans Übersetzen, Übersetzen als Annäherung	69
Vielleicht liest uns ja wer	75
Zuhörend die Zunge lösen	81
Gegen die Epidemie der Angst	87
Anmerkungen	93
Quellen	94

Das Bild des Menschen suchend

Martin war ungefähr drei Jahre alt, als er mich fragte: „Woher weiß der liebe Gott, dass er der liebe Gott ist?“ Natürlich war ich völlig überfordert, antwortete schließlich mit der hilflosen Gegenfrage: „Wie meinst du das?“ „Schau, ich weiß, dass ich ein Mensch bin, weil du ein Mensch bist, und Papa, und meine Brüder, und der Opapa auch, und die Omi.“ Er zählte die ganze Verwandtschaft auf. Ich verstand noch immer nicht. „Aber wenn es nur einen Gott gibt, kann er doch nicht wissen, dass er es ist! Da kann er auch ganz was anderes sein, weil die Menschen, die ihm sagen, du bist der liebe Gott, die wissen doch auch nix.“ Wir gingen lange schweigend nebeneinander her. Plötzlich blieb er stehen. „Jetzt weiß ich’s. Er spürt das in seinem großen Götterbauch!“ Er rannte vor und kletterte auf die Buche hinter der Josefinenhütte. Die Suche nach dem Menschenbild ist nicht weniger schwierig und bleibt wahrscheinlich niemandem erspart, weil sie die Voraussetzung für jede Orientierung in der Gemeinschaft ist. Ich denke, dass die Irrwege anderer Streiflichter auf die eigenen Irrwege werfen können, vielleicht sogar Mut machen, trotz allem an Wege aus den Sackgassen zu glauben.

Es ist wohl nötig, sich über das eigene Bild klar zu werden, bevor man über Menschenbilder im allgemeinen nachdenken kann. Es wäre vermessen anzunehmen, das eigene Menschenbild hätte allgemeine Relevanz, die Suche aber ist ein Wert an sich, glaube ich. Meine Suche ist auch deine Suche, die Probleme, die sich für mich ergaben, sind nicht die deinen, doch auf der Suche sind wir beide. Überall türmen sich Probleme auf, die überwunden werden müssen, und es ist leichter, in ihnen Hindernis und Chance zugleich zu sehen, wenn es nicht nur die eigenen Probleme sind. Es stimmt wohl, dass beinahe jede und jeder sich selbst für ein verbindliches Modell hält, an dem die anderen gemessen werden. Ein verbindliches Modell sind wir ganz gewiss nicht, wohl aber Teile eines verbindlichen Modells, die in ihrer Gesamtheit ein mögliches Raster erahnen lassen.

Der Blick ins Gesicht der Mutter (oder der ständigen Betreuungsperson) ist der erste und gewiss auch ein besonders wichtiger Einfluss auf das Menschenbild. Es heißt ja, dass sehr junge Menschlein jede runde oder ovale Form mit der spärlichsten Andeutung von Augen als Gesicht wahrnehmen und begrüßen. Auch ihr eigenes Spiegelbild halten sie zunächst für ein anderes Kind und versuchen, mit diesem Kind Kontakt aufzunehmen, erst später erkennen sie sich selbst im Spiegel, aber als idealisierte Doppelgänger. Ähnlich wie im Spiegel versucht das Kind auch im anderen sein Bild wiederzufinden, womöglich aber groß und stark, wo es sich doch klein und schwach weiß.

Das Bild, das wir uns von uns selbst machen, ist abhängig von dem Bild, das wir uns vom anderen machen, wobei

diese Abhängigkeit keineswegs durch Symmetrie gekennzeichnet sein muss. Das Menschenbild, das wir allmählich entwickeln, prägt im besten Fall unser Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten ebenso wie in die der anderen. Es entscheidet, ob wir Grenzen als unverrückbar oder als Herausforderung erleben können. Indem wir den anderen, die andere sehen, beginnen wir uns selbst zu sehen, zuerst gespiegelt im Auge des anderen Menschen, in seiner Mimik, seiner Gestik. Ich bin, weil du mich ansiehst. Das klingt wohl übertrieben, aber erinnern wir uns doch, wie sehr junge Kinder meinen, sie wären unsichtbar, sobald sie sich die Augen zuhalten. Manchmal habe ich das Gefühl, dass sie die Welt verschwinden lassen, wenn sie sich die Augen zuhalten, und ganz erstaunt sind, dass die Welt doch vorhanden ist, sobald sie die Augen öffnen. Ganz sicher bin ich, dass eine Verbindung besteht zwischen Angeschautwerden und sich lebendig Fühlen.

Ich weiß, dass mein Menschenbild stark geprägt wurde vom Bild meiner Mutter. Meine konkrete Erinnerung an sie beschränkt sich auf ganz kurze Sequenzen, Szenen, die unvermittelt abreißen, Momentaufnahmen. Sie starb an einem Gehirntumor, als ich vier Jahre alt war. In der großelterlichen Wohnung gab es Fotos meiner Mutter auf dem Klavier, es gab eine Porträtbüste und ein Ölbild, vor allem gab es ein in dunkelrotes Leder gebundenes Fotoalbum, das ich nur mit gewaschenen Händen und beim Tisch sitzend ansehen durfte.

Nicht nur meine Großmutter sprach von meiner Mutter, als wäre sie ein Engel gewesen, auch alle Patientinnen und Patienten meines Vaters erzählten von ihrer Freundlichkeit, ihrer Großzügigkeit, ihrer Hilfsbereitschaft, und

dazu war sie auch noch die beste Köchin, die gehorsamste Tochter, die zärtlichste Schwester, die fleißigste Hausfrau, schön wie Schneewittchen mit ihrer weißen Haut, den schwarzen Haaren und den roten Lippen. Jeden Mittwoch begleitete ich meinen Vater zu seinen Krankenvisiten im St. Josefs-Heim und anschließend zu Mutters Grab, jeden Sonntag gingen wir mit den Großeltern den Hügel hinauf zum Ober St. Veiter Friedhof. Der Friedhof war das natürliche Ziel jedes Spaziergangs. Mein väterlicher Großvater lüpfte im Vorübergehen vor dem Grab eines jeden Bekannten den Hut, manchmal sagte er ein paar anerkennende Worte über den Verstorbenen und ich bekam den Eindruck, dass die Toten es hier unter den Bäumen eigentlich sehr gemütlich hatten, jedenfalls waren sie immer gegenwärtig.

Das Bild, das ich von meiner Mutter hatte, war eine Mischung aus Marienverehrung, Erzählungen, Fotos und den spärlichen eigenen Erinnerungen, wobei in den meisten meiner konkreten Erinnerungen Essen eine Rolle spielte, und das fand ich so unpassend, dass ich niemandem davon erzählte. Wenn die Marienlitanei gebetet wurde, dachte ich, die sprechen von meiner Mama, gerade weil ich vieles überhaupt nicht verstand, aber der Sprachrhythmus und die geheimnisvollen Bilder brachten etwas in mir zum Schwingen. Dieses Mutterbild schrieb sich so tief in meinem Kopf und meinem Herzen ein, dass alle Begegnungen mit real existierenden Müttern, auch das schwierige Verhältnis zu meiner Stiefmutter, die ein Jahr nach Mamas Tod ins Haus kam, nichts daran ändern konnten. Eine Mutter war so, und eines Tages würde auch ich so sein.

Mit zwanzig bekam ich meinen ersten Sohn, hielt ihn im Arm, liebte ihn – und war doch immer noch ich, keineswegs selbstlos, edel, hilfreich und gut, und schon gar nicht schön wie meine Mutter. Aus der Entfernung betrachtet klingt das natürlich komisch und verstiegen, aber ich weiß heute, dass die Enttäuschung über die Kluft zwischen mir und dem Mutterbild, dem ich mich verpflichtet fühlte, die Beziehung zu meinen Söhnen belastet hat.

Dieses völlig wirklichkeitsfremde Mutterbild war natürlich auch ein Hindernis, als ich mich bemühte, eine Ahnung zu bekommen von der Frau, die meine Mutter gewesen war, sie blieb eingeschlossen in den Kerker einer Idealisierung. Wer kann schon von sich behaupten, seine Mutter zu kennen? Denen, die das tun, glaube ich am allerwenigsten, es braucht eine gewisse Distanz, um klar sehen zu können, zu viel gemeinsame Geschichte macht die Sicht unscharf, möglicherweise nicht viel anders als Idealisierung, wenn auch mit möglicherweise umgekehrten Vorzeichen.

Wer kann überhaupt von sich behaupten, einen Menschen zu kennen? „Wir sehen nur, was wir wissen“, diese Erkenntnis lässt sich leicht im Alltagsleben nachprüfen. Wir nehmen also wahr, was sich mit irgendeiner Vorerfahrung – und sei sie noch so indirekt relevant – verbünden kann, und speichern diese Wahrnehmung. Wenn wir einen genügend großen Vorrat dieser Mosaiksteinchen haben, entwickeln wir anscheinend ein Bedürfnis, sie zu ordnen, und beginnen uns Bilder zu machen. Dabei verwerfen wir allzu leicht, was uns nicht in den Kram passt, was zu widersprüchlich erscheint, und verbauen uns auf

die Art selbst den Blick auf den Menschen, dem wir näher kommen wollen.

Die schlimmste Nachwirkung meines Mutterbildes war, dass ich eine fatale und letztlich lebensfeindliche Tendenz zur Schwarz-Weiß-Sicht entwickelte. Ich konnte nur idealisieren oder verdammen, bewundern oder verachten, kannte nur entweder oder und nicht sowohl als auch. Damit aber – und diese Erkenntnis ist immer noch schwer zuzugeben – war ich auch nicht wirklich fähig zu lieben. Lieben heißt ja, den anderen, die andere, in ihrer Ganzheit, mit allen hellen und dunklen Facetten wahrzunehmen und nichts ausblenden, nichts verdrängen zu müssen. Solange wir idealisieren, stellen wir Bedingungen und verlangen letztlich um der Symmetrie willen im Gegenzug ebenso idealisiert zu werden, gerade wenn wir glauben, uns ganz klein zu machen.

Eine scharf geschnittene Erinnerung habe ich daran, wie ich vom Tod meiner Mutter erfuhr: Das Telefon im Vorzimmer läutete, Vaters Assistentin hob ab, schrie immer wieder „Nein! Nein!“, das Dienstmädchen kam gelaufen, die beiden umarmten einander, weinten, gingen ins Kinderzimmer, holten meine Schwester aus dem Bett und schluchzten in ihren warmen Kleinkinderbauch. Ich stand daneben, in jedem Sinn des Wortes, irgendwann wusste ich, dass meine Mama tot und ich schuld daran war. Wie oft hatte ich gehört: Bitte sei leise, Mami hat Kopfweg. Ich war nicht leise genug gewesen, und nun war das Ding in ihrem Kopf geplatzt und ich war eine Mörderin. Ich war schlecht, nichts, das ich tun könnte, würde dieses Verbrechen je gut machen.

Natürlich sprach ich mit niemandem darüber, nicht ein-

mal mit meinem geliebten Großvater. Er war es, der sonst meine Fragen beantwortete, der mir zuhörte und mit mir redete, dessen Augen strahlten, wenn ich ins Zimmer kam. Aber die Frage nach meiner Mutter blieb unausgesprochen. Ich weiß nicht, wie viele andere Fragen diese eine nicht gestellte unmöglich machte. Bis zu meinem fünften Lebensjahr sah ich ihn beinahe jeden Tag, dann zwei Jahre lang überhaupt nicht, weil ich mit meiner Stiefmutter und deren Familie in Aussee war, nach Wien zurückgekehrt durfte ich nur einmal in der Woche die Großeltern besuchen, weil sie angeblich meine Renitenz förderten, als ich acht war, starb er. Er hat mir das größte Geschenk gemacht, das ein Mensch einem Menschen machen kann: Er hat sich gefreut, dass es mich gab, und diese Freude ist mir geblieben, manchmal nur ganz schwach, vergleichbar vielleicht mit dem Rest Glut im Herd, an dem sich ein neues Feuer anfachen lässt, wenn man nur trockene Spandeln („Späne“ scheint mir zu grob, weckt durch die Verwendung im Sprichwort „wo gehobelt wird, da fallen Späne“ die Assoziation abgeschürfter, verletzter Haut, obwohl es wahrscheinlich korrekt ist) so darauf schichtet, dass genügend Luft durch den Haufen ziehen kann. Wenn das Feuer aufflackert, bin ich heute noch überrascht und schnappe kurz nach Luft. „Weißt du überhaupt, wovon du reden wolltest?“, hätte meine Großmutter jetzt gefragt. Während sie ein zupackender und lebenskluger Mensch war, nur so tief verletzt durch den Tod meiner Mutter, dass sie 25 Jahre, bis zu ihrem eigenen Tod, um ihre Tochter trauerte, war Opapa behutsam in allen Dingen, ein Träumer, geprägt vom humanistischen Gymnasium und nicht wie so viele seiner

Altersgenossen anfällig für den Irrglauben, der Nationalsozialismus könnte etwas mit den Idealen zu tun haben, die für ihn bis in die kleinsten Nebensächlichkeiten des Alltags verbindlich waren. Omi erzählte mir, dass er schon in den frühen Dreißigerjahren wiederholt sagte: „Hör doch nur zu, wie die mit der Sprache umgehen. So werden sie es auch mit Menschen machen, ohne jede Achtung.“ Ich erinnere mich, wie er mir zuhörte, ihm verdanke ich, dass zuhören können und darauf vertrauen, dass auch mir andere zuhören können, ein Grundpfeiler meiner Haltung geworden ist. Ein einziges Mal war er böse auf mich, da hatte ich im Vorübergehen Blätter von den Hecken in den Vorgärten gerupft. „Was haben dir die Sträucher getan?“, fragte er streng.

Natürlich prägte auch mein Vater mein Menschenbild, ich liebte und bewunderte ihn mit seinem umfassenden Bildungshunger, seiner Energie, seiner Vitalität und seinem Einsatz für seine Patienten. Er bezeichnete sich selbst als barocken Menschen, konnte noch glauben, dass man bei genügender Intelligenz und angemessenem Fleiß das Wissen seiner Zeit im Ansatz begreifen könnte. Das kommt uns heute natürlich vermessen vor, war vielleicht nicht so ungewöhnlich bei einem 1899 geborenen Sohn aus bildungsbürgerlicher Familie. Allerdings wusste ich sehr früh, dass ich von Anbeginn eine Enttäuschung für ihn gewesen war, er hatte sich einen Sohn gewünscht, und wenn ich denn nur ein Mädchen war, sollte ich wenigstens eine Frau werden wie seine Mutter, die genau ein Jahr vor meiner Geburt gestorben war und die er in verklärtem Licht sah. Als alter Mann sagte er einmal zu mir: „Meine Mutter war die alma

mater ohne die dunklen Seiten, die sonst zur alma mater gehören.“ Heute rührt es mich, dass ein hochintelligenter Mensch einen solchen Satz nicht nur sagen, sondern zutiefst meinen konnte.

Was die Grundlage seiner Beziehung zu meiner Stiefmutter war, ist mir bis heute ein Rätsel, diese Ehe war für beide eine einzige Katastrophe, die sie wohl als schicksalhaft erlebten. Meine Stiefmutter war in vieler Hinsicht typisch für die erste Generation akademisch gebildeter Frauen, streng zu sich und zu anderen, beinahe humorlos, pflichtbewusst und selbstgerecht. In ihren Träumen, vertraute sie mir als sehr alte Frau an, in ihren Träumen sah sie sich oft als Kreuzritter. Jahrelang hatte ich unter ihrer Strenge gelitten, unter dem, was ich als Ablehnung empfand. Ich hatte sie umworben, geliebt hatte ich sie nicht. Als ich das endlich erkannte, als ich verstand, wie einsam sie gewesen war, wie sehr sie sich bemühte, wie tapfer sie ihren Weg ging, konnten wir einander mit echter Zärtlichkeit und Liebe begegnen. Darüber bin ich froh. Heute stelle ich oft fest, dass ich sie vermisse, möchte ihr etwas erzählen, das ich beobachtet oder gedacht habe.

Einige von denen, die mein Menschenbild prägten, haben eher am Rande eine Rolle in meinem Leben gespielt, manche sogar nur einen Satz gesagt, der in meinem Kopf Wurzeln schlug und Früchte trug, wie zum Beispiel unsere alte Hausmeisterin. Ich war höchstens elf, als sie mir eines Tages im Stiegenhaus erklärte: „Weißt du, g'scheit wie du bist, gibt es keinen Tepperten, von dem du nicht noch was lernen könntest.“

Oft waren es Bücher, die entscheidende Impulse gaben,

allen voran Ernst Blochs „Das Prinzip Hoffnung“ und Janusz Korczaks „Wie man ein Kind lieben soll“. Zu Bloch kam ich auf dem etwas unwahrscheinlich anmutenden Weg über Rainer Maria Rilke, die drei Bände waren übrigens ein Geschenk meines Vaters, obwohl er mit meiner politischen Haltung ganz und gar nicht einverstanden war. Wie viele seiner Generation war er überzeugt: „Wer unter 30 nicht links ist, hat kein Herz, wer über 30 immer noch links ist, hat kein Hirn! Dabei hab ich dir doch meinen Verstand vererbt!“ Er hatte durchaus ein starkes soziales Gewissen, war aber überzeugt, dass er besser wusste als „die Leut“¹, was für sie gut war.

Von früh auf will man zu sich, schreibt Bloch im dritten Band. Aber wir wissen nicht, wer wir sind. Nur dass keiner ist, was er sein möchte oder könnte, scheint klar. Von daher der gemeine Neid, nämlich auf diejenigen, die zu haben, ja zu sein scheinen, was einem zukommt. Von daher aber auch die Lust, Neues zu beginnen, das mit uns selbst anfängt. Stets wurde versucht, uns gemäß zu leben.

Das steckt in uns, was man werden könnte. Meldet sich als die Unruhe, nicht hinreichend bestimmt zu sein ... Und etwas später: Aus seiner Haut aber kann jeder heraus, denn keiner trägt sie bereits.

Das war für mich ein Trompetenstoß, die Widerlegung des altbekannten „Keiner kann aus seiner Haut heraus“. Der Mensch ist nicht, was er zu sein scheint, er ist mehr als die Summe dessen, was er an Erbgut mitbekommen hat, mehr als die Summe dessen, was man ihm beigebracht, mehr als das, was man ihm angetan hat, er ahnt noch nicht einmal die ganze Fülle seiner Möglichkeiten. Grenzen sind dazu da, sich an ihnen zu reiben, sie aus-

zudehnen. Bloch war mein Verbündeter gegen die Genetik, mit der mein Vater argumentierte, und gegen die Astrologie meiner Stiefmutter. Bloch half mir, an Türen und Fenstern zu rütteln und Gewissheiten als Hilfskonstrukte zu erkennen.

Es wäre verlockend, jetzt alle Bücher aufzuführen, die für mich besonders wichtig waren, ich möchte mich auf die beiden genannten beschränken, die mich seit vielen Jahren begleiten. Wenn ich etwas zu reden hätte, würde ich Janusz Korczak zur Pflichtlektüre erklären für jede und jeden, die in welcher Funktion auch immer mit Kindern zu tun haben. Viele kennen den polnisch-jüdischen Kinderarzt nur, weil er, der sich hätte retten können – Freunde aus dem Ausland hatten ihm Ausreisepapiere besorgt – mit den Kindern aus seinem jüdischen Waisenhaus in den Zug nach Treblinka stieg, als wären sie unterwegs zu einem Ausflug. Hinter dem grünen Wimpel des Waisenhauses marschierten die Kinder ohne Angst zum Bahnhof. *Das Vertrauen der Kinder zur Leitung siegte. Der Doktor blieb ja ruhig, also fühlten sie sich nicht bedroht,* schrieb Korczak einen Monat vor seinem Tod in einem anderen Zusammenhang in sein Tagebuch. Er ist aber nicht nur ein Held, er ist der beste Begleiter, wenn man lernen will, Kinder zu verstehen (was ja immer auch bedeutet, sich selbst und andere ehemalige Kinder zu verstehen).

Seine Drei Grundrechte für das Kind verstören beim ersten Lesen:

Das Recht des Kindes auf seinen Tod.

Das Recht des Kindes auf den heutigen Tag.

Das Recht des Kindes, so zu sein, wie es ist.

Im Weiterlesen aber wird das Buch eine Quelle für fruchtbare Gedanken. *Aus Furcht, der Tod könnte uns das Kind entreißen, entziehen wir es dem Leben, um seinen Tod zu verhindern, lassen wir es nicht richtig leben, schreibt Korczak, und weiter: Warum sollte denn das Heute des Kindes schlechter und wertloser sein als sein Morgen? Und wenn dieses Morgen endlich da ist, warten wir erneut, denn die grundsätzliche Meinung, das Kind sei noch nichts, sondern es werde erst etwas, es wisse noch nichts, sondern es werde etwas wissen, es könne noch nichts, sondern es werde erst etwas können, zwingt uns ja zum ständigen Warten.*

Es würde mich nicht wundern, wenn Sie jetzt unruhig würden und mich darauf aufmerksam machten, dass ich eben erst mit Bloch als Gewährsmann und überragender Autorität gesagt habe, der Mensch sei nicht, er werde, und jetzt dem Recht, so zu sein, wie man ist, das Wort rede. Ich behaupte, dass die beiden Feststellungen einander ergänzen, ja sogar bedingen. Das Recht, so zu sein, wie man ist, macht es möglich zu werden, wie man sein könnte, die Chancen zu nützen, das Potential, das uns gegeben ist, auszuschöpfen.

Meist sind wir schnell bei der Hand, das Bild, das wir vom anderen haben, als Raster über sein Gesicht zu stülpen, alles, was nicht in dieses Raster passt, zu beschneiden. Wie oft hören wir „Ich kenne ihn doch, ich kenne sie doch“, das geht bis zum ganz und gar unerträglichen „Ich kenne mein Kind in- und auswendig“. Damit stoßen wir den anderen in ein Verlies, aus dem es kein Entkommen gibt, das weder Fenster hat noch eine Leiter, wir ziehen ihm – oder ihr, oftmals einer ganzen Gruppe – eine

Zwangsjacke an, die jede Bewegung und jedes Wachstum verhindert, und stellen dann einigermaßen selbstgerecht fest, dass wir es ja immer schon gewusst haben. Das gilt auch für uns selbst. Achten, was ist, bedeutet ja nicht, mit einer Mischung aus Resignation und Selbstgefälligkeit zu sagen: So bin ich nun einmal. Es bedeutet vielmehr, das Ganze zu sehen oder jedenfalls zu ahnen, die Sehnsucht nach dem Ganzen wach zu halten.

In den letzten vierzig Jahren kamen entscheidende Denkanstöße für mein Menschenbild immer wieder von Teilnehmerinnen oder Teilnehmern der Schreibwerkstätten, die ein wichtiger Teil meines Lebens geworden sind. Immer wieder zeigt sich, dass Schreiben eine Möglichkeit ist, die eigene Vergangenheit in Besitz zu nehmen, den roten Faden im eigenen Leben und sich selbst als handelnde und nicht nur behandelte Person zu erkennen, Schnittstellen zu finden, wo ein anderer Weg möglich gewesen wäre und daher auch in Zukunft möglich sein kann.

Eine der allerersten fand in einem Bildungshaus in Norddeutschland statt, die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren junge Menschen mit meist mehrfachen Behinderungen, wobei der Begriff „jung“ durchaus nicht eng gefasst war. Es war meine erste Begegnung mit einer solchen Gruppe, ich war ängstlich bemüht, nur ja nichts falsch zu machen, kontrollierte jede kleinste Geste, jede Bewegung. Wenn ich mich dabei erwischte, übers Gelände zu laufen, um etwas zu holen, bremste ich mich sofort ein, um den TeilnehmerInnen im Rollstuhl nicht das Herz schwer zu machen.

Viele von den jungen Menschen mussten in Altenheimen wohnen, weil sie nirgends sonst die nötige körperliche

Pflege bekommen konnten, was bedeutete, dass sie um halb sechs Uhr bereits zu Bett gebracht wurden. Daher war langes Aufbleiben besonders wichtig für sie. Wir hatten uns auf die Regel geeinigt, dass um Mitternacht alle das Heuerhaus, eine Art Blockhütte auf dem Gelände, wo wir die Abende gemeinsam verbrachten, verlassen mussten. Bei den meisten hatten die Pflegerinnen und Pfleger noch mehr als eine Stunde zu tun, um sie zu Bett zu bringen, und dann mussten wir noch die Ereignisse des Tages besprechen und ich informierte die Mitarbeiter, was ich für den nächsten Morgen plante. Nach drei Wochen mit nie mehr als zwei, drei Stunden Schlaf war ich am Ende meiner Kraft. Am vorletzten Abend gab es mehr Widerstand als sonst gegen diese „Zumutung“. Franz Josef, der immer wieder in seinem Rollstuhl eingeknickt war, protestierte besonders heftig. „Den ganzen Tag lang behandelst du uns als erwachsene Menschen, am Abend maulst du herum und tust, als wären wir Babys.“ Da gingen mir die Nerven durch, ich schrie ihn an. „Du glaubst, weil du nicht laufen kannst, hast du das Recht, uns alle zu tyrannisieren! Hast du nicht gesehen, dass Andreas schon am Zahnfleisch geht, weil er völlig erschöpft ist? Aber das ist dir ja egal. Du bist so was von einem Egoisten!“ Und so weiter. Plötzlich war ich ernüchert. In ein paar Minuten, dachte ich, habe ich alles zerstört, was ich in drei Wochen aufgebaut habe. Ich stand mit hängenden Armen da. Franz Josef fuhr auf mich zu, bremste Zentimeter vor meinen Schuhen, schaute mir ins Gesicht. „Jetzt weiß ich, dass du mich magst“, sagte er. Ich war völlig verblüfft, einen Augenblick später lachten alle.

An diesem Abend habe ich etwas Wichtiges gelernt: Erst als ich „normal“ wütend auf eine Zumutung reagierte und ihn nicht „behandelte“, fühlte sich Franz Josef von mir ernst genommen. Ich hatte ihm mein Bild von Behinderung übergestülpt und dadurch mir das der selbstlosen Helferin angemessen – auch eine Form des Missbrauchs. Seine Reaktion erinnerte mich an einen jungen MS-Kranken, der mir gesagt hatte: „Die meisten glauben, es reicht, dass sie Mitleid haben. Es ekelt mich so vor ihrem Mitleid. Das ist die Feuerzange, mit der Sie mich anfassen!“ Aber diesen Sechzehnjährigen hatte ich als Einzelnen kennengelernt, nicht in einer Gruppe, da war die Gefahr nicht so groß gewesen, mein Verhalten nach irgendeinem wie immer gearteten Bild auszurichten.

Ein paar Jahre später arbeitete ich zwei Wochen lang mit behinderten Kindern (damals galt die Bezeichnung nicht als diskriminierend) und deren Eltern und Geschwistern, insgesamt beinahe hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern, die jüngste gerade fünf, der älteste 75. Nach kurzer Zeit war mir klar, dass die Mutter- und Vaterbilder der Eltern, die unmöglich zu erreichen waren in ihrem übermenschlichen Anspruch, die Familien mehr als alles andere belasteten. Es war, als müssten sie die Belastung durch die Behinderung ihrer Kinder verdienen, indem sie perfekte Eltern waren. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass es völlig nutzlos ist, Menschen von etwas überzeugen zu wollen, das sie nicht selbst schon beinahe erkannt haben. Ich suchte deshalb in der Nacht nach einer Möglichkeit, „meine“ Gruppe selbst erfahren zu lassen, worum es ging. „Meine“, ja, es ist schwierig, nicht besitzergreifend zu werden, wenn man sehr intensiv mit

einer Gruppe arbeitet.

Ich brachte also am Morgen jeder Kleingruppe – den Vätern und Müttern, den Jugendlichen und den Kindern – zwei aus Karton geschnittene Figuren, ein wenig an Hampelmänner erinnernd, aber über einen Meter dreißig groß, ein eckiger Kopf, ein eckiger Rumpf, Arme und Beine mit Splinten festgemacht, und stellte die Aufgabe, aus diesen zwei Figuren Vater und Mutter zu gestalten. In allen Gruppen kam sofort: Aber die sind doch völlig gleich. Das könnten sie ändern, sagte ich, hier wäre Papier, Klebstoff, Karton, Filzstifte in allen Farben, sie könnten alles drankleben, draufschreiben oder malen, was ihnen wichtig wäre, verboten wäre nur, auszustreichen, was ein anderer geschrieben hatte, statt dessen könnten sie ja das Gegenteil drüber oder drunter schreiben. Ratlose Gesichter zunächst, natürlich. Ich legte dann den Eltern die beiden Figuren in die Mitte des Sesselkreises und machte eine auffordernde Handbewegung. „Wenn wir da arbeiten sollen“, sagte ein Vater, „müssen wir vor unseren Vater- und Mutterbildern auf dem Boden kriechen.“ Stille, bis eine Frau nachdenklich murmelte: „Ist ja vielleicht gar nicht verkehrt.“

Alle lachten und machten sich an die Arbeit, wobei sie – übrigens auch jede andere Gruppe, der ich seither eine ähnliche Aufgabe stellte – damit anfangen, den „Quadrat-schädeln“ Haare anzukleben, oft sehr elegant aus weißer Hartpost geschnitten und über einer Schere romantisch gelockt. Die harte Form der Köpfe scheint auf viele bedrohlich oder jedenfalls störend zu wirken. Interessanterweise teilte sich die Elterngruppe nach einiger Zeit in Frauen und Männer, wobei die Männer das Mutterbild

behielten und die Frauen mit dem Vaterbild in einen anderen Raum zogen.

Am Ende des Vormittags stellte jede Gruppe im Plenum ihre zwei Figuren vor, das war ungeheuer spannend, besonders die Stirnen der Mutterbilder. Die Väter hatten darauf geschrieben „Sorgen für andere“, die Jugendlichen „Probleme“, die Kinder „Kopfschmerzen“. Auf dem Vaterbild der Frauen stand „Gedanken“ quer über der Stirn. Es brauchte nicht viel Anstoß, um die verschiedenen Figuren miteinander ins Gespräch zu bringen, manchmal wechselten besonders die Kinder mitten im Satz, hatten eben noch ein Vaterbild vor sich her getragen, ließen es fallen, schnappten sich eine „Mutter“ und redeten in dieser Rolle weiter.

Diese Übung lässt sich auf viele andere Rollenbilder übertragen. Lehrer-Schüler, Chef-Arbeiter, Anführer-Außen-seiter ... Die Begriffe, die auf die verschiedenen Körperteile geschrieben werden, sind so gut wie immer widersprüchlich (ich muss dabei nicht darauf hinweisen, dass ein Männlein oder Weiblein ohne Widersprüche ein Beweis dafür wäre, dass sich die Gruppe nicht auf die Aufgabe eingelassen hat). So hatten zum Beispiel Acht- bis Neunjährige auf ihre Mutterhände geschrieben: „schlagen, zwicken, streicheln, stricken, kratzen, rühren, kochen, waschen, halten, boxen“.

Die Mütter waren entsetzt, verteidigten sich zum Teil weinend, sie hätten doch nie geschlagen, gekratzt, gezwickelt, und fanden es schwer zu glauben, dass die aufgeschriebenen Aggressionshandlungen einen höchst komplizierten Übersetzungsvorgang verrieten. Das, was die Kinder als Angriff erleben, ist oft schwer mit Worten

festzumachen, und zwar nicht nur für die Kinder. Im Rückblick übersetzt man es in eine quasi allgemein anerkannte Übergriffshandlung, dann ist das Wesentliche gesagt, auch wenn die Details in keiner Weise stimmen. Mir wurde das vor vielen Jahren vorexerziert: Ich ging am Schulhaus vorbei, sah meinen damals dreizehnjährigen jüngsten Sohn mit seinen Freunden auf den Stufen stehen und hörte ihn klagen, wie sehr ich ihn unterdrücke. Ständig zum Friseur, nicht anders aus dem Haus als in Flanellhosen und dunkelblauem Pullover, „sonst dreht sie durch“.

Da stand er in seinen mit bunten Flickern besetzten Jeans, einem von meinen indischen Hemden, eine Reihe Ketten um den Hals, die blonde Mähne bis zu den Schultern. Und keiner von seinen Kollegen schien die Diskrepanz zu merken, sie nickten verständnisvoll und sagten: „So sind sie, die Alten.“ Hätte er versucht zu sagen, wo ich ihn wirklich unter Druck setzte, die anderen hätten ihn ungläubig angestarrt und nicht ernst genommen. So aber wusste er sich verstanden. Der einzige Grund, warum ich nicht wie eine Furie auf ihn losging, war meine absolute Sprachlosigkeit in dem Moment, ich schnappte buchstäblich nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Die Erzählungen anderer können eigene Erinnerungen auslösen, sei es durch ein kopfschüttelndes „Also das war bei mir ganz anders“, sei es durch ein zustimmendes Nicken. Die Spiegelung im anderen macht das Selbstbild reicher, bietet auch zusätzliche Häkchen, an denen fremde Erfahrungen Halt finden und so das eigene Menschenbild lebendiger und vielfältiger werden lassen.

Dazu gehört allerdings auch, dass wir unsere Schatten-

seiten und die der Menschen, die uns nahe sind, ebenso wahrnehmen wie die freundlichen, hellen Seiten. Ich betone das noch einmal, weil ich zunächst bei mir selbst und dann auch bei vielen anderen Menschen die Beobachtung gemacht habe, dass wir eine fatale Neigung haben, uns ein Menschenbild zurecht zu zimmern, das an Miniatur-Gipskopien griechischer Statuen denken lässt, Nippes, die vielleicht im Bücherregal ganz „nett“ wären, aber ganz und gar nichts zu tun haben mit den Originalen, die alles mögliche sind, aber nie und nimmer nett. Noch weniger haben diese Bilder zu tun mit irgendeinem Menschen, der je gelebt hat. Sie sind glatt poliert, ohne Runzeln oder Falten, ohne Geruch, ohne Makel. Selbst wenn ihnen ein Arm oder ein Bein fehlt, sind sie vollkommen in ihrer Unvollständigkeit. Wären wir vollkommen, könnten wir keine Menschen sein. Im Wissen um unsere eigene Unvollkommenheit müssten wir eigentlich die Schwächen der anderen mit ein wenig mehr Verständnis sehen. Öfter aber, scheint es mir, werfen wir gerade dann mit Steinen, wenn wir selbst im Glashaus sitzen. Als könnten wir damit die vorhandenen Steine aus dem Verkehr ziehen und uns dadurch schützen, vor allem vor unserer eigenen Kritik. Wir projizieren das, was uns an uns selbst stört, angewidert auf den anderen, vorzugsweise auf den Fremden.

Es fällt mir immer noch schwer zu akzeptieren, dass es das Böse gibt. Ich habe viel Energie und viel Phantasie darauf verwendet, Erklärungen zu suchen, warum einer so sein musste, wie er eben war. Gerade aus den Anstrengungen, die Menschen unternehmen, um sich zu rechtfertigen, sich gut darzustellen - oder wenigstens

besser als sie sind – meinte ich einen Beweis ableiten zu dürfen für die Sehnsucht nach dem Guten. *Ein guter Mensch sein? Ja, wer wär's nicht gern*, heißt es in der Dreigroschenoper. Doch: Die Welt ist arm, der Mensch ist schlecht. Aber nicht die Welt ist arm, arm sind die Menschen, die nicht ihren gerechten Anteil am Reichtum dieser Erde bekommen. Ich spüre jedes Mal einen Knoten im Hals, wenn ich an Jura Soyfers Kometen-Song denke:

*Voll Hunger und voll Brot ist diese Erde,
Voll Leben und voll Tod ist diese Erde,
In Armut und in Reichtum grenzenlos.
Gesegnet und verdammt ist diese Erde,
Von Schönheit hell umflammt ist diese Erde,
Und ihre Zukunft ist herrlich und groß.*

Könnte herrlich und groß sein, müssen wir wohl korrigieren, wir müssten nur endlich lernen, mit ihrem Reichtum richtig umzugehen. Dann müssten die Menschen nicht mehr arm sein: Wäre damit schon alles gelöst?

Die Religion meines Mannes, die auf Zarathustra zurückgeht und meines Wissens die älteste monotheistische Religion ist, hat einen interessanten Ansatz zur Frage des Bösen in der Welt: Gott – Ahura Mazda – und der Teufel – Ariman – sind gleich stark, und wie ihr Kampf letztlich ausgeht, hängt davon ab, auf welche Seite sich die Menschen schlagen. In dieser Sicht ist unsere Verantwortung gar nicht hoch genug anzusetzen. Ein seltsamer und beinahe schwindlig machender Gedanke, dass Gottes Schicksal von uns abhängt ...

Immer wieder stellt sich die Frage, wie wir angesichts der Millionen von Ermordeten, Beraubten, Geknechten überhaupt von einem Menschenbild sprechen dürfen.

Das Morden geht ja weiter in vielen Teilen der Welt, und immer wieder zeigt sich, dass es immer noch Versuche gibt, sogar das Erinnern an die Opfer auszulöschen, die Verbrechen zu relativieren. Gerade angesichts der Haarberge von Auschwitz, der Schädelhaufen in Ruanda, der Massengräber in vielen Ländern ist es unsere Aufgabe, von der unteilbaren Würde des Menschen nicht nur zu sprechen, sondern das Unsere beizutragen, wie wenig es auch sein kann, um eine Wiederholung zu verhindern. Dazu ist es notwendig, das Gedächtnis lebendig zu halten, nicht zu dulden, dass „Gras über die Sache wächst“, nicht zu sagen: „Mit mir hat das nichts zu tun“.

Wir haben ein Erbe übernommen, ungefragt zwar, aber wir haben es nun einmal, wir können uns nicht aussuchen, welchen Teil dieses Erbes wir anerkennen und welchen wir ablehnen, ebenso wenig wie man ein Haus erben, aber auf den Schwamm im Gebälk und auf die Rattenminierungen im Keller verzichten kann. Was können wir konkret tun?

Ich bin überzeugt, dass die Anfälligkeit für Faschismen und Diktaturen aller Art auch davon abhängt, dass sich der Einzelne, die Einzelne als wertlos erlebt. Wer eine Null ist, kann leicht dazu verführt werden, sich hinter eine Eins zu stellen, auch wenn die Position dieser Eins eine widerrechtlich angemäÙte ist. Denn dann beginnt eine höchst perverse Mathematik zu wirken. Stellt sich eine Null hinter eine Eins, so haben wir schon zehn, mit genügend Nullen kommt der Punkt, wo Quantität in Qualität umschlägt und die Frage der Rechtlichkeit oder gar Gerechtigkeit irrelevant ist. In diesem Licht gesehen ist es unsere Aufgabe, dem Einzelnen seine Würde

bewusst zu machen, sein – oder ihr – Selbstwertgefühl zu stärken.

Wert wird immer wieder mit Nützlichkeit verwechselt und von Leistung abhängig gemacht. Der Wert eines Menschen liegt darin, dass es ihn gibt, Menschenwürde ist ein Geburtsrecht, nicht etwas, das man erst verdienen muss. Man kann mit der Gartenschere Wildwuchs aus dem Rosenbeet entfernen und damit starke, gesunde Stöcke bekommen, wenn wir den Wildwuchs in den Köpfen und Herzen junger Menschen entfernen, entfernen wir mit großer Sicherheit auch die Triebe, an denen die schönsten Rosen blühen würden. Egal, ob es um Kinder geht, um Jugendliche oder Erwachsene, es gibt nichts, das so sehr anfeuert wie zu merken, dass andere schätzen, was sie geleistet haben. In der Politik mag das Zitat „Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser“ seine Berechtigung haben. Im Umgang mit Menschen würde ich immer wieder auf Vertrauen setzen, Vertrauen und Zutrauen. Wir alle haben zu oft gehört „Das kannst du sowieso nicht“, so oft, dass wir mutlos waren, als wir endlich für reif genug gehalten wurden, um jetzt als Aufgabe das zu tun, was man uns vorher verwehrt hatte. Darf es verwundern, wenn wir versagten? „Das kannst du sowieso nicht.“ Der Beweis war geliefert, wir hatten es nicht gekonnt. Mit hängendem Kopf und hängenden Armen schlurften wir davon, wieder einmal eine Prüfung nicht bestanden – und zusätzlich eine Hürde mehr für die nächste Prüfung, die unweigerlich auf uns zukommen würde. Wie oft sagen wir selbst als Erwachsene „Das kann ich sowieso nicht“ und bremsen uns gerade dann ein, wenn es wichtig wäre, Schwung zu holen?

Natürlich kann ein Vertrauensvorschuss nicht alle Probleme lösen, aber kleine Wunder wirken kann er. Das erlebe ich immer wieder in Schreibwerkstätten, wenn die Teilnehmerinnen und Teilnehmer – egal welchen Alters – aus der Freude an der eigenen Leistung Mut für die nächste Aufgabe beziehen. Wenn wir nicht ein eingebornes Bedürfnis hätten, über uns hinauszuwachsen, hätten wir wohl nie den Schritt zum aufrechten Gang gemacht, es war nicht nur Notwendigkeit, die uns dazu trieb. Sich zu freuen an der Leistung der anderen bedeutet nicht, keine Ansprüche zu stellen, im Gegenteil. Voraussetzung ist, dass einem nicht von vornherein die Fähigkeit abgesprochen wird, Schritt für Schritt ein neues Ziel zu erreichen, dass es jedenfalls sinnvoll ist, sich auf den Weg zu machen, dass der eigene Beitrag dem Ganzen eine Farbe hinzufügt, die sonst fehlen würde. Es gehört zum Wesen menschenverachtender Ideologien, dass dem Einzelnen suggeriert wird, er – oder sie – beziehe seine/ihre Bedeutung aus der Distanz zwischen sich und jeweils möglichst klar definierten „anderen“. Es heißt nicht: Du bist wichtig, weil du du bist, sondern: Du bist wichtig, weil du nicht *jene/jener* bist. Der Grundstein dafür wird in „normaler“ Erziehung mit ganz harmlos daherkommenden Bemerkungen gelegt: „Schau doch, wie gut X das schon kann!“ Da geht es nicht darum, zuzuschauen und von X zu lernen, wie man das Problem angehen könnte, sondern in Konkurrenz zu X zu treten. Es geht nicht um gut, es geht um besser als. Besser als – schlechter als, damit wird die Freude am Gelingen überlagert von einem Konkurrenzkampf, für den mir das englische *rat race* sehr passend erscheint.

Auch im Umgang zwischen Staaten spielt diese negative Identifikation eine perfide Rolle. Sie macht es möglich, jedes anstehende Problem nach außen zu verlagern, nicht Ursachen zu suchen sondern Schuldige, und die Schuldigen sind natürlich schon per definitionem die anderen. Das ist günstig für den Machterhalt der Herrschenden und gibt eine perfekte Ausrede ab, wenn man nicht einmal die lösbaren Probleme in Angriff nimmt. Letztlich ist es die uralte Geschichte vom Sündenbock, der ja auch die Sünden der Gemeinde nach außen tragen muss. Die Frage ist nur, in welche Wüsten die Probleme einer globalisierten Welt getragen werden können? Irgendwie drängt sich das Bild von den Müllhalden auf, wo hungrige Menschen im Abfall nach Verwertbarem suchen ...

Wie immer tauchen hinter jeder Frage ganze Gebirgszüge neuer Fragen auf. Das einzige, das mir halbwegs gesichert erscheint, ist, dass sich das Menschenbild aus einer ungeheuren Vielzahl von Einzelbildern zusammensetzen muss, wenn es denn etwas mit unserer Wirklichkeit zu tun haben will. Dass das Ganze verzerrt und entstellt wird, wenn wir auch nur ein Einzelbild ausschließen, und dass ich mit ziemlicher Sicherheit nicht weit genug zurücktreten kann, um das Riesengemälde als Ganzes zu betrachten, dass immer wieder einzelne mein Blickfeld ganz in Anspruch nehmen.

Also bleiben wir beim einzelnen Menschen, der ja oft genug das eigene Spiegelbild als fremd und aufgesetzt erlebt, als ganz und gar nicht getreu, und es anpassen möchte an das Selbstbild, das ihm als eigenes oder auch fremdbestimmtes Ideal innewohnt. Es ist mühevoll, sich

mit dem eigenen Spiegelbild (nicht nur dem äußeren!) anzufreunden, ohne es korrigieren zu wollen, wie schlechte Fotografen früher ihren Modellen jede Falte und jeden Schatten weg retouchierten, bis von einem Gesicht wenig mehr übrig blieb als eine Fassade ohne jede Andeutung von Tiefe.

Wahrscheinlich ist dieses Annehmen erst möglich, wenn es gelungen ist, den roten Faden im eigenen Leben herauszudröseln, der sich oft in dem Gewebe so sehr verstrickt hat, dass Gefahr besteht, ihn zu zerreißen. Aber gefunden muss er werden, damit das Leben in Besitz genommen werden kann, und ich bin überzeugt, dass Zuhören die beste Art ist, dabei zu helfen. Zuhören als aktive, nicht als passive Tätigkeit. Zuhören, das Sprechen möglich macht und dem Erinnern die scharfen Spitzen nimmt, an denen man sich so leicht verletzen kann. Das gilt nicht nur für alte Menschen, sondern ebenso für junge. Ganz banal ausgedrückt: Auch die Erfahrungen sehr junger Menschen füllen ihr ganzes bisheriges Leben bis zum Rand und können ebenso Last sein wie Besitz. Sobald sie zum Besitz geworden sind, können sie das Selbstwertgefühl stärken. Selbstwertgefühl ist keineswegs zu verwechseln mit Selbstüberhöhung und Selbstherrlichkeit, ich glaube sogar, dass Selbstüberhöhung ein Resultat mangelnden Selbstwertgefühls ist. Auch in diesem Sinn glaube ich, dass es ungeheuer wichtig ist, behutsam mit dem Selbstwert anderer umzugehen, wenn es uns ein Anliegen ist, dass das Bild des Menschen nicht zu einer Fratze verzerrt wird.